

Limmat-Athen

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751122>

Nutzungsbedingungen

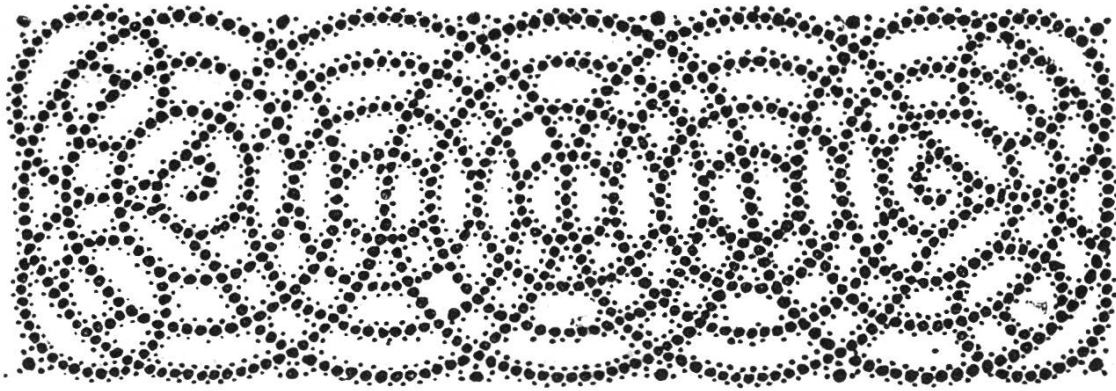
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



LIMMAT-ATHEN.

Als ich vor vielen Jahren im Collège zu Lausanne die Elemente des Lateins studierte, hörte ich oft vom „Athènes de la Limmat“ sprechen; dieser schöne Name einer mir noch unbekannten Schweizerstadt erfüllte mich mit Neugierde und mit Stolz. Im Jahre 1883 sah ich dann die Landes-Ausstellung in Zürich und erinnere mich noch, mit welch respektvollen Gefühlen wir das Polytechnikum besuchten, und wie wir die zu unseren Füßen liegende Stadt bewunderten.

Limmat-Athen! Der Name wurde ohne Ironie und ohne Neid ausgesprochen. Zürich war damals noch lange nicht die Grossstadt von heute; doch lag das Grosse bereits in der Gesinnung seiner Bevölkerung, in der kraftvollen Einsicht einiger seiner besten Bürger; der zürcherische und schweizerische Charakter trat schärfer hervor als heute; auch das rein Intellektuelle spielte eine grössere Rolle. Seither haben die Grossindustrie, der soziale Kampf, die vielen fremden Elemente, der Einfluss Deutschlands und verschiedene Rivalitäten auf dem Gebiete der schweizerischen Politik manches geändert. Fügen wir noch die allgemeinen Tendenzen der heutigen Zeit dazu, das heisst die moralische Krisis, die Maurice Millioud in dieser Zeitschrift so meisterhaft geschildert hat, so begreifen wir, dass der Geist, der Limmat-Athen schuf, in mancher Beziehung gefährdet erscheinen konnte: es fehlt das bewusste Streben aller Bürger nach einem bestimmten Ideal; der Sinn für die idealen Güter überhaupt hat abgenommen; im privaten und im öffentlichen Leben triumphiert nur zu oft die egoistische, kurzsichtige Materialität.

So hatten denn die Volksabstimmungen vom 15. März und 26. April 1908 über die Hochschulvorlage eine doppelte Bedeutung: in erster Linie hing von ihnen die Existenz unserer Universität ab; und dann sollten sie zeigen, ob das Zürichervolk noch auf der Höhe seines Rufes stehe.

Von einem kleinen Volke, das ungefähr hunderttausend stimmfähige Bürger zählt — wovon die grössere Hälfte Bauern sind —, verlangte man drei Millionen für die Universität. Den akademisch Gebildeten ist die Bedeutung der Hochschule für die Entwicklung des ganzen Volkes eine einleuchtende Tatsache — wenn auch nicht immer mit der nötigen Schärfe und vollem Pflichtbewusstsein —; darf man aber billigerweise von einem jeden Bürger erwarten, dass er wisse, was die Wissenschaft für ihn bedeutet? Gewiss nicht.

Zu einer Zeit, wo dem Staate allerlei soziale, praktische Verpflichtungen auferlegt werden, wo das unmittelbar Nützliche als höchstes Ziel gepriesen wird, da war es kühn, vom Volke ein so grosses Opfer zu verlangen. Die Vermutung liegt nahe, dass in manch einem andern Lande eine solche Volksabstimmung negativ ausgefallen wäre, um so mehr als sich zu dieser Schwierigkeit allgemeiner Art noch besondere Gründe gesellten; in erster Linie die berühmte Russenfrage. Es herrschte bei Vielen die ebenso unbegründete als feststehende Überzeugung, der Neubau der Universität bezwecke lediglich eine Vermehrung und Vergrösserung der Hörsäle, und diese Vergrösserung sei eine Folge der abnormen Russenfrequenz. Es war keine leichte Aufgabe, diese Auffassung zu berichtigen, ebenso wie die irrtümliche Vorstellung, die Hochschule diene bloss den begüterten Familiensöhnchen. Endlich hatte noch die sozialdemokratische Partei beschlossen, die Vorlage mit aller Energie zu bekämpfen, aus „taktischen“ Gründen, um der Bourgeoisie ihre Unzufriedenheit und ihre Kraft zu beweisen.

Unsere Gegner waren also: Gleichgültigkeit, Unwissenheit, Materialismus und politischer Hass. Zwar wirkte gerade die Haltung der Sozialdemokratie als ein Stimulus auf die anderen Parteien; immerhin hing die Entscheidung in letzter Linie von einer unbekannten Grösse ab, die da heisst: der ideale Sinn des Volkes. Es war eine Sache der Begeisterung, des Herzens vielmehr als der Disziplin.

Das Ideal hat in Stadt und Land einen glänzenden Sieg davongetragen. Von den Männern, die monatelang auf der Bresche gestanden, will ich hier bloss zwei mit Namen nennen: Prof. Arnold Lang, der in zahlreichen Vorträgen und Schriften mit absoluter Sachkenntnis, scharfem Verstand und flammender Begeisterung Tausende überzeugt hat, und Erziehungsdirektor Heinrich Ernst, dessen geduldige, unaufhörliche Arbeit und energisches Auftreten umso mehr Bewunderung verdienen, als er damit der Parole seiner Partei direkt widersprach und sich bereit zeigte, einer idealen Überzeugung seine politische Situation aufzuopfern. Andere noch verdienten genannt zu werden; doch werden sie es mir verzeihen, wenn ich in diesem kurzen Rückblick ihre Namen verschweige.

Ich habe das Tagblatt vom 14. März mit der seltenen Fülle von Abstimmungs-Inseraten als ein Denkmal dieses Sturms der Ignoranz gegen die höhere Kultur aufbewahrt; da sind nicht nur wissentliche Verdrehungen der Tatsachen, sondern auch Lügen zu lesen, abgesehen vom perfiden Angriff, den in letzter Stunde die Gegner der Vivisektion noch versuchten. Der Fanatismus hat hier wieder gezeigt, was er unter verschiedenen Namen und Farben zu jeder Zeit zu leisten vermag.

Eine arge Schlappe hat sich die sozialdemokratische Partei geholt. Aus bloss „taktischen“ Gründen eine solche Kraftprobe zu versuchen, war ein taktischer Fehler. Die Behauptung einzelner „Führer“, ihr Wille sei der der Arbeiter, war eine direkte Unwahrheit; ich habe mit verschiedenen Arbeitern darüber gesprochen: einige erklärten, ohne Begeisterung der Parole folgen zu müssen; andere stimmten ohne weiteres dagegen. „Was Schulen betrifft, stimme ich immer ja“, sagte mir ein echter „Genosse“; mit diesen kurzen Worten kennzeichnete er den schlimmsten Fehler, den eine „Zukunftspartei“ begehen kann: den Kampf gegen die Kultur. Dass der eine oder andere dieser „Führer“ noch Mitglied des Hochschulvereins bleiben kann, vermag meine einfache Logik nicht zu verstehen. Die Partei verscherzte bei diesem nutzlosen Streit die Sympathie Vieler, die jeder bestehenden Partei fernstehend gelegentlich mit den Sozialdemokraten stimmten. Die politische und soziale Überzeugung dieser Leute hängt nicht von einem taktischen Fehler ab; nach wie vor werden sie im Sinne

sozialen Fortschrittes fühlen, denken und mit allen Kräften arbeiten; doch haben sie den Glauben verloren, dass die jetzigen „Führer“ des sogenannten Sozialismus irgendwie fähig und würdig seien, diesen Fortschritt zu fördern. Hass und Knechtschaft haben noch nie zu Liebe und Freiheit geführt.

„Als ich das Resultat erfahren, habe ich vor Freude geweint,“ so schrieb mir am 26. April ein Freund nach Venedig, ein Arbeiter, den ich gebeten hatte, meinen Stimmzettel abzugeben. In dieser Begeisterung hat das Volk von Limmat-Athen seiner Universität volles Zutrauen ausgesprochen. Wir Hochschullehrer wollen dieses Zutrauen mehr als je verdienen. Es soll nicht nur ein neues Gebäude aus Stein und Eisen entstehen; es soll auch ein erneuter Geist uns beseelen, der dem Zürichervolk vom „Quartier latin“ bis zum kleinsten Dorfe neuen Segen bringt.

Den Lehramtskandidaten, die an der Hochschule studieren, gab ich einmal als französisches Aufsatzthema: „L'Université et la démocratie“. Mehrere führten folgenden Grundgedanken aus: Das Volk bezahlt die Hochschule; also hat die Hochschule dem Volke zu dienen (wobei unter „Volk“ besonders die Nichtbegüterten verstanden waren). Gegen diese Auffassung protestierte ich lebhaft. Erstens ist es mathematisch unrichtig, anzunehmen, dass die Nichtbegüterten die Hochschule bezahlen; aber selbst, wenn dem so wäre, dürfte doch moralisch kein solches Verhältnis Hochschule und Volk verbinden. Das wäre für beide Parteien eine demütigende, materialistische Auffassung der Kultur. Nicht weil wir vom Staate besoldet werden, haben wir der Gesamtheit zu dienen; sondern es ist dies eine ethische Pflicht, die aus der Geschichte unseres Landes und aus dem idealen Beruf der Wissenschaft entspringt. Anderswo mögen Gelehrte nach Ruhm und Ehren, oder auch, was schon viel besser ist, bloss nach Wahrheit streben; wir, die wir von der Liebe des Volkes getragen werden, dienen der Wahrheit und der Menschheit, indem wir unserem Volke zuerst das Beste unseres Geistes geben; hier sind die Pflichten so gemeinsam und die Herzen derart verbunden, dass wir alle zusammen kämpfen und siegen wollen.

In diesem Sinn und Geist ist schon vieles geschehen: in den Bestimmungen für die Zulassung der Schweizer zum Studium, in der Art des Unterrichts, in den Leistungen des Hochschulvereins,

des allgemeinen Dozentenvereins und der Pestalozzigesellschaft, in den Ferienkursen. Doch könnte noch mehr geleistet werden, wenn das Problem einmal prinzipiell und methodisch besprochen würde. Das soll später in dieser Zeitschrift geschehen, deren Titel ja dieses Programm ausdrückt.

Ich sagte: unserem Volk zuerst. Damit habe ich auf ein anderes Problem hingewiesen, das alle schweizerischen Hochschulen interessiert (Basel ausgenommen, wo die Verhältnisse von jeher ganz normal waren); es handelt sich um die Zulassung von Fremden zum Studium und zur Promotion. Sobald die Statistik beweist, dass in der einen oder anderen Hochschule die Zahl der fremden Studenten die der Schweizer erheblich übersteigt, da wird als Begründung dieses Zustandes — deutsch oder französisch — der Grundsatz ausgesprochen, Gastfreundschaft sei von jeher Tradition der Schweiz gewesen, und unsere Mitwirkung am Fortschritte der Menschheit bestehe eben in der Fremdenfrequenz an den schweizerischen Hochschulen.

Dieser stolze Grundsatz schliesst einen argen Irrtum in sich und hält überhaupt vor den Tatsachen nicht stand. Er mag eine aufrichtige Selbsttäuschung sein; eine Täuschung bleibt er jedoch.

Der Irrtum erklärt sich folgendermassen:

Für die Gastfreundschaft, die unser Vaterland von jeher den politisch Verfolgten gewährt, werde ich immer mit aller Entschiedenheit eintreten. Man mag ja darüber verschieden denken. In meinen Augen wäre ich kein Schweizer mehr, wenn ich, die Schicksale eines Mazzini, eines Garibaldi vergessend, die Politik eines Despoten irgendwie billigen würde. Trotz aller begangenen Fehler, trotz der politischen Unreife vieler Russen verdient die russische Revolution, in ihren Motiven wenigstens, durchaus unsere Sympathie. Wenn die politischen Flüchtlinge den ihnen gewährten Schutz missbrauchen, so soll sie das Gesetz bestrafen; solange sie unsere Gesetze respektieren, haben wir sie unbedingt zu schützen. Ein gleichmässiges, würdiges Auftreten gegen links und rechts ist hier unsere Pflicht. — Aber die Hochschule ist nicht mit dem Staate zu verwechseln; sie hat keine Flüchtlinge vor der Polizei zu legitimieren; sie ist auch kein Kurort und hat keine Fremden durch Reklame heranzuziehen. Sie ist eine Bildungsanstalt und hat nach ganz bestimmten Forderungen die Bil-

dung zu erteilen, zu prüfen und zu beurteilen. Wer diesen Forderungen nicht genügt, soll ausgeschlossen bleiben; und wer ihnen genügt, der wird ipso facto beinahe ausnahmslos die Gesetze unseres Vaterlandes respektieren.

Und nun die Mitwirkung unserer Hochschulen am Fortschritte der Menschheit? Soll sie darin bestehen, dass wir den Fremden etwas Besseres bieten als ihr eigenes Vaterland? Das mag für Russland zutreffen, nicht aber für Deutschland, Frankreich, Italien und andere Länder. Oder darin, dass wir den Fremden leichtere Bedingungen stellen als ihr Vaterland? Ich meine entschieden: nein! — Abgesehen von dem Vorteil, den ein Aufenthalt im Ausland einem Studenten überhaupt bietet, kann und soll unsere Mitwirkung darin bestehen, dass wir etwas Eigenartiges bieten: den redlichen Versuch, in einer Demokratie — um es kurz auszudrücken — Wissen und Leben zu verbinden. Einerseits haben wir von allen Kulturländern etwas zu lernen; andererseits haben wir keines zu kopieren, sondern allen etwas zu bieten.

Genügen wir diesem Ideale? Noch lange nicht genug. Seitdem die Idee einer eidgenössischen Universität gescheitert ist, gibt sich die Schweiz mit sechs kantonalen Universitäten und einer Akademie zufrieden, was den Bedarf und die Kräfte der betreffenden Kantone um vieles übersteigt. Bei den ganz ungenügenden Besoldungen wird die Zuflucht zu den Kollegiengeldern ein notwendiges Übel; daraus entsteht die Tendenz, die Aufnahmebedingungen zu erleichtern, und daraus entsteht die Rivalität der Universitäten, welche nicht nur unserer „Mitwirkung am Fortschritte der Menschheit“, sondern auch unserem Ansehen im Auslande erheblich schadet. Unsere Diplome werden ja in Frankreich und Italien offiziell nie anerkannt, und Deutschland machte in letzter Zeit Schwierigkeiten, auf die wir ein anderes Mal zurückkommen. Die empörenden Angriffe einiger deutscher Zeitungen gegen die Universität Lausanne gelten der ganzen Schweiz, und es ist lebhaft zu bedauern, dass die schweizerischen Universitäten aus verschiedenen Gründen noch nicht imstande sind, hier solidarisch aufzutreten, um diese Beleidigung unserer nationalen Würde kräftig abzuwehren. Das ist eben der Fluch unseres Kantönligeistes: unsere Verschiedenheiten werden uns nicht zum Reichtum, der sie sein sollten, sondern nur zur Schwäche.

Gerade aus Lausanne ging vor einigen Jahren eine Initiative hervor, die lebhaft zu begrüßen war: jährliche „Rektorenkonferenzen“ (mit etwa drei Delegierten aus jeder Universität) sollten eine grössere Einheitlichkeit in der Arbeit unserer Hochschulen erzielen, und zwar zunächst in Sachen der Immatrikulation und der Promotion. Es haben bereits vier Konferenzen stattgefunden, in Genf, Basel, Zürich und Lausanne, und trotz des guten Willens ist leider noch nichts erreicht . . . Die Unterschiede in den kantonalen Unterrichtsgesetzen, in der Entwicklungsgeschichte der einzelnen Hochschulen, in der Auffassung unserer Ziele sind zwar nicht bedeutend, und doch haben sie bis jetzt jeden wirksamen Entschluss vereitelt. Dieses negative Resultat vertuschen zu wollen, wäre ein Mangel an Mut und Aufrichtigkeit. Am 20. Juni wird die fünfte Konferenz in Bern stattfinden: ihr Haupttraktandum ist die Immatrikulation der Fremden, und speziell der Russen. Möchte doch die grossartige Geschichte des Kantons Bern hier vorbildlich wirken, dass in der Bundesstadt ein Bundesgedanke uns Alle beseele!

In der „Neuen Zürcher-Zeitung“ (Nr. 158, 1. Blatt) lese ich nun folgende Worte: „Die Diskussion über diese Eisenbahnfrage erinnerte so recht lebhaft daran, wie tief wir noch in der Kleinstaaterei stecken; sie bot ein Bild, das vor fünfzig Jahren am Ende noch Existenzberechtigung gehabt haben mochte, eidgenössisch mutete es heute nicht an.“ Dieselbe Klage ist auf anderen Gebieten ebenso berechtigt; wir werden nicht aufhören, in „Wissen und Leben“ die dringende Notwendigkeit zu betonen, die für uns besteht, nicht nur ein patriotisches Volk zu sein, sondern eine grossdenkende Nation zu werden. Wenn die Hochschulen den Anspruch erheben, an der Spitze unserer Kultur zu stehen, so haben sie die unbedingte Pflicht, der nationalen Grösse die kleinlichen Rivalitäten aufzuopfern, und vor allem mit aller Entschiedenheit schweizerisch zu sein. Dann hat das mächtige Ausland bei dem kleinen Volke etwas grosses zu lernen, und dann dürfen wir die Insinuationen der „Täglichen Rundschau“ mit Verachtung belächeln. Sollte am 20. Juni die Rektorenkonferenz sich mit Reden und Gegenreden begnügen, so hätte sie ihr Ziel aufgegeben, und Zürich würde seine eigenen Wege gehen müssen.

Zürich hat ja schon vor mehreren Jahren die verschiedenen

Nachteile eines allzugrossen Fremdenandranges eingesehen und beinahe jedes Jahr Massregeln von zunehmender Strenge dagegen ergriffen. Sein Standpunkt ist kurz gefasst folgender: Die Zulassung der Fremden soll Bedingungen unterliegen, die wenigstens so streng sind als die ihres Heimatlandes, eventuell auch strenger (so zum Beispiel bei russischen Studentinnen); den Schweizern dagegen soll die Zulassung erleichtert werden; denn hier kennen wir genau den Wert der Schulen, wo die Vorbildung erfolgt, die bestimmten Forderungen der einzelnen Berufe, und wir können nach erfolgtem Studium die Leute im Leben noch weiter kontrollieren. In dieser Behandlung der Schweizerbürger stehen Zürich und Bern bis heute vereinzelt da; die Frage ist von sehr grosser Wichtigkeit und soll nächstens hier ausführlich besprochen werden.

Seit vielen Jahren hat sich unsere Universität nach verschiedenen Richtungen hin entwickelt und modernisiert; sie hat sich um zahlreiche Sektionen, Institute, Laboratorien bereichert; diese Tatsache ist sehr erfreulich, wenn auch nicht ohne Gefahren verschiedener Art. Die Bereicherung ist allmählich vor sich gegangen, ungefähr wie man zu einem grossen Hause einen Anbau nach dem andern fügt, wonach schliesslich das Ganze nicht mehr ganz organisch ist. Es sollte nun ein Ganzes von einem prinzipiellen Standpunkte aus betrachtet werden, von einem Geiste durchdrungen sein, so dass jeder Teil den andern harmonisch und wirksam ergänzt. In einem Worte: eine grosszügige Revision des Gesetzes für den höheren Unterricht ist zu einer Notwendigkeit geworden; sie sollte Hand in Hand gehen mit dem Aufbau des neuen Gebäudes; wir dürfen nicht länger von einem Tag in den anderen hineinleben; wir müssen für eine ferne Zukunft eine Hochschule einrichten, die den modernen Bedürfnissen der Wissenschaft und der Praxis, dem demokratischen Ideal vollständig entspricht.

Wird einmal diese prinzipielle und rationelle Neugestaltung des Hochschul-Unterrichtes vorgenommen, so wird man eine Serie von interessanten Problemen zu lösen haben und dabei konstatieren, dass wir mit demselben Kraftaufwand mehr erreichen können. Wenn ich hier so bestimmt von Demokratie und Wissenschaft spreche, so darf mir niemand die Absicht zuschreiben,

die strengen Forderungen der Wissenschaft irgendwie herunterdrücken zu wollen, dem Volke zu lieb, wie es früher der Kirche oder dem Hofe zu liebe geschah; nichts liegt mir ferner als eine solche Absicht; wenn man aber glaubt, dass durch die wissenschaftlichen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte der Hochschul-Unterricht eine für alle Zeiten und alle Länder gültige Form gefunden habe, so nenne ich das eine Gelehrtentäuschung, die mit starren und eitlen Formeln den Fortschritt des Wissens gefährdet. — Man hört sehr oft über die immer zunehmende Spezialisierung klagen; der Tag wird kommen, wo dieses Übel nicht mehr als ein „notwendiges“ erscheinen wird. Wollen wir nicht zu Alexandrinern werden, so müssen wir die Furcht vor der Synthese und vor den Gedanken aufgeben. Wir dürfen die Menschheit und den Menschen nicht mehr ausschliesslich in Zellen und Funktionen zerspalten, sondern wir müssen sie auch als Ganzes auffassen, für das Ganze arbeiten und uns vom Ganzen tragen lassen. Der Geist soll über die Materie triumphieren, die Liebe über die Pedanterie.

Bei der Neugestaltung, an die ich denke, sollen nicht nur die Hochschule und die Erziehungsbehörde mitwirken, sondern auch die Industrie und der Handel. Hier hat vor allem der Hochschulverein eine schöne Aufgabe; er hat Mitglieder aus allen Berufen, aus allen Teilen des Kantons; er wird sicher Mittel und Wege finden, seine Tätigkeit noch intensiver zu entfalten; der Erfolg seiner Herbstversammlungen beweist seine Nützlichkeit und soll ihn zu neuen Taten ermutigen.

Sollte die Frage der Neugestaltung durch ihre Kompliziertheit abschrecken? Um hier nur einen Mann zu nennen, dessen Erfahrungen und Gedankenkraft von grösstem Nutzen wäre, so erinnere ich daran, dass Staatsschreiber Albert Huber seit vielen Jahren in seiner „Schweizerischen Schulstatistik“ und in seinem „Jahrbuch des Unterrichtswesens“ ein vorbereitendes Werk geschaffen hat, wie wohl kein anderes Land es besitzt.

Den grossen Zeiten eines Volkes wird immer nachgerühmt, dass die Tätigkeiten der Einzelnen in einem Geiste nach einem Ziele strebten. Dies soll unser Ideal sein. Das Zürchervolk, das am 15. März und 26. April sein Verständnis für die höhere Kultur so glänzend bewiesen hat, verdient es, dass seine Hochschule ihm

mit immer wachsendem Verständnisse entgegenkomme. Wenn uns das gelingt, so dürfen wir erst mit vollem Recht für unsere Stadt den ehrenvollen und verantwortungsschweren Namen beanspruchen: Limmat-Athen.

ZÜRICH.

E. BOVET.



ARBEITSLOSENSCHUTZ UND ARBEITERSCHAFT.

(Schluss.)

Die Statuten sprechen von „Krisenkassen der schweizerischen Einzel- und Fabriksticker, sowohl der Handmaschinen- als auch der Schifflistickerei“; diese sollten unterstützt werden. Also gab es damals bereits eine Arbeitslosenfürsorge unter den Arbeitern. In der Tat war nach und nach die gewerkschaftliche Organisation auch in die Kreise der Stickereiarbeiter gedrungen und hatte zur Gründung des „Schweizerischen Handstickerverbands“ mit Sitz in Urnäsch und des „Zentralverbands ostschweizerischer Stickfachvereine“ mit Sitz in Wil geführt. Wir haben in ihnen die Repräsentanten der „freien“ (sozialdemokratischen) und der „christlichen“ (katholischen) Gewerkschaftsidee vor uns. Das Parteikolorit beschäftigt uns hier aber nicht. Wichtiger ist, dass diese beiden Vertreter der Arbeiterschaft in globo den Blick dafür hatten, dass die Vorsorge für stille Geschäftszeiten eines der ersten Postulate der Arbeitnehmer sein muss. So konnte denn in dem oben erwähnten Aufruf zur Gründung eines „Hilfsfonds“ das Beispiel der Arbeiter mit folgenden Worten ins Feld geführt werden:

Die Krisis, welche unsere Stickerei im letzten Jahre durchmachen musste, hat die Überzeugung gezeitigt, dass alle Anstrengungen gemacht werden sollten, für die Wiederkehr solcher Zeiten in der Weise gerüstet zu sein, dass man imstande ist, den unverschuldet arbeitslos gewordenen Stickereiarbeitern, seien es Einzelsticker oder Fabriksticker, hilfreich beizuspringen, und zwar durch eine Organisation, welche diese Hilfe nicht als ein Almosen erscheinen lässt.

Solches kann aber nur dann möglich gemacht werden, wenn die Arbeitgeber guten Willens sind und energisch mithelfen.

Sie sollen es tun, aus dem edeln Motive, den wirtschaftlich Schwächeren beizustehen; es ist aber nicht zu übersehen, dass sie auch in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse handeln; denn sie erhalten sich damit einen leistungsfähigen Arbeiterstand.